



MARTINA PREWEIN

Am Schauplatz

Reinhard Pichler gilt als einer der anerkanntesten Traumatherapeuten Österreichs; in seinen Praxen in Wien und Niederösterreich hat er mittlerweile bereits hunderte Menschen betreut, die grauenhafte Dinge erleben mussten.

Gestorben – an Corona

Zu Allerheiligen wird den vielen Menschen, die heuer an dem Virus starben, gedacht. Ein Traumatherapeut und ein Trauerbegleiter erklären, warum das Leid der Angehörigen von Covid-Opfern besonders groß ist.

Frauen, Männer, Kinder, die Opfer schwerer Gewaltdelikte geworden sind; die geliebte Angehörige durch Mordtaten, Verkehrsunfälle oder schlimme Krankheiten verloren haben.

„Seit ein paar Monaten“, erzählt Pichler, „werde ich nun auch laufend mehr von Corona-Betroffenen konsultiert.“ Von Personen, die selbst infiziert gewesen sind und in der Folge an Angst-

zuständen leiden. Von Ärzten, die in Covid-Stationen arbeiten und nicht damit fertig werden, im Falle schwerer Krankheitsverläufe völlig hilflos zu sein, bei der Behandlung ihrer Patienten.

„Covid ist keine normale Krankheit“

Von Verwandten von dem Virus Verstorbenen. „Die Betreuung dieser Klienten bedeutet eine völlig neue Dimension in der Traumabewältigung.“ Weil Corona „eben nicht mit an-

Corona

deren Schicksalsschlägen“ vergleichbar sei.

Die Erklärung dafür: „Wenn jemand den Kampf gegen Krebs oder ein Herzleiden verloren hat; und selbst bei letalen Unfällen oder gar Verbrennen – wissen die Nahestehenden der Opfer, dass schon viele Menschen ähnlichen Dramen ausgesetzt waren.“

Womit ihnen – ein Stück weit – die Empfindung gegeben wird, nicht alleine zu sein auf dieser Welt, mit ihren Tragödien.

Bezüglich Covid funktioniert diese Schutzmechanismus allerdings nicht.

„Das Virus ist für uns wie ein Tsunami“

Der Grund: „Das Virus – dieser unbekannte Feind, über den wir erst wenige Erkenntnisse haben und der wie ein Tsunami über uns hereingebrochen ist – gibt uns das beklemmende Gefühl der Machtlosigkeit, der Ohnmacht.“

BITTE BLÄTTERN SIE UM

Seit ein paar Monaten werde ich laufend mehr von Corona-Betroffenen konsultiert. Von Menschen, die selbst infiziert gewesen sind. Von Ärzten, die in Covid-Stationen arbeiten. Von Verwandten und Freunden von an dem Virus Verstorbenen.

Traumatherapeut Reinhard Pichler

77



Foto: Philipp Monihart

„Er hatte keine Chance“

Ein 53-jähriger Standesbeamter aus NÖ starb im Frühjahr an Covid. Der Appell seiner Familie: „Nehmt das Virus ernst.“

Er war einer der ersten Corona-Kranken Österreichs. Johann Dill, einstiger Bürgermeister von Kirchstetten (NÖ), Standesbeamter von Beruf. „Wo, bei wem er sich infiziert hat, ist bis heute unklar“, sagt sein Sohn Reinhard (27). Fest steht aber: „Mein Vater nahm das Virus ernst, sehr ernst.“

Am 9. März noch warnte der ÖVP-Politiker – er war bis zuletzt Gemeinderat – per Facebook die Bevölkerung davor, die Gefahr, die davon ausgeht, nicht zu unterschätzen.

Tags darauf zeigte der 53-Jährige selbst Symptome: „Er bekam Fieber und Husten.“ Eine Woche später war sein Zustand so dramatisch, dass er stationär in einer Klinik aufgenommen werden musste.

„Gemeinsam mit mir“, erzählt Reinhard Dill, „denn auch ich hatte mittlerweile Covid, ich dürfte mich bei meinem Papa angesteckt haben.“ Genau-

so wie seine Mutter (50) – „sie litt bloß an Geruchsverlust und Halsweh“ und die Schwester (29), „die überhaupt keine Krankheitszeichen hatte.“ Zusammen lagen Vater und Sohn dann bis Anfang April in einem Spitalzimmer.

„Er wusste, dass es um Leben oder Tod ging“

„Mein Papa wusste, dass es für uns um Leben oder Tod ging; trotzdem war er zuversichtlich. Wir werden wieder gesund“, versicherte er mir oft.“

Der Student wurde schließlich in häusliche Pflege entlassen, „obwohl ich mich noch nicht wirklich gut fühlte.“ Weitaus schlimmer allerdings die Situation von Johann Dill: „Es ging ihm laufend schlechter.“ Bald so schlecht, „dass er auf der Intensivstation künstlich beatmet werden musste.“

Irgendwann ein kurzer Lichtblick – „er wurde aus dem Tiefschlaf geweckt, er



Ein Foto aus dem Familienalbum. Es wurde vor einem Jahr gemacht. Bis zu Johann Dills Infektion mit dem Virus, sagen seine Ehefrau und sein Sohn, sei er völlig gesund gewesen. ©

schien sich zu erholen“; aber wenig später bereits „war es abermals notwendig, ihn zu intubieren.“

Johann Dill starb am 31. Mai, an einer durch Corona

ausgelösten Gehirnblutung. „In den Tagen vor seinem Tod“, so seine Ehefrau Christine, „durften wir ihn mehrmals besuchen. Mein Mann war da natürlich nicht



Foto: ZVg

wesen, „im Kampf gegen diesen unbekannt Feind, über den wir alle bislang so wenig wissen.“

Der 27-Jährige leidet bis heute an Folgen der Infektion: „Davor betrieb ich viel Sport, das ist jetzt nicht mehr möglich. Ich bin von ständiger Müdigkeit geplagt, habe fürchterliche Glieder- und Muskelschmerzen, muss deshalb Medikamente einnehmen. Andernfalls würde ich es nicht schaffen, morgens aus dem Bett zu steigen.“

„Die Gefahr des Virus wird oft unterschätzt“

Die ihn betreuenden Mediziner kennen keine Therapiemöglichkeiten, „meine Symptome können also lediglich durch Tabletten gelindert werden.“

Das Virus hat die Familie in unfassbar großem Ausmaß getroffen. „Und wir begreifen nicht“, klagen der junge Mann und seine Mutter, „dass es – leider gar nicht wenige – Leute gibt, die seine Gefährlichkeit verleugnen und sich kaum oder gar nicht an Regeln halten, um sich und andere davor zu schützen.“ Die steigenden Corona-Zahlen machen die Dills besorgt: „Denn umso mehr Menschen an Covid erkranken, desto mehr werden daran sterben...“

mehr ansprechbar, aber meine Kinder und ich redeten zu ihm; wir sagten ihm, wie sehr wir ihn lieben. Ich hoffe, er hat uns noch irgendwie gehört.“

Es ist schwierig für die Familie, damit fertig zu werden, dass der 53-Jährige einer Krankheit zum Opfer gefallen ist, „die ihm keinerlei Chance zum

Überleben gab. Weil sie ihn in extrem starkem Maße befallen hatte.“

„Die Ärzte, die Pfleger“, erinnert sich Reinhard Dill, „sind einfach machtlos gegen



Foto: Stephan Hugler

⊕ und ⊖

Gestorben – an Corona

FORTSETZUNG

Die Konfrontation damit sei daher umso verwirrender. „Hinzu kommt“, so Pichler, „dass es natürlich schwieriger ist, mit einer plötzlich eingetretenen Katastrophe umzugehen – als mit einer, für die es davor Anzeichen gegeben hat.“

An einem Beispiel erklärt: „Einen Menschen an einer schleichenden, laufend ärger werdenden Krankheit zu verlieren, ist in der Regel einfacher zu verkraften – als einen Tod, der ohne Ankündigung geschah.“

„Es gab oft keine Verabschiedungen“

Denn dann konnte keine adäquate Verabschiedung stattfinden, Ungesagtes blieb unausgesprochen, „was die Hinterbliebenen oft sehr belastet.“

Wie immens das Leid der Menschen ist, die infolge der Pandemie ihnen wichtige Personen verloren haben, weiß auch Trauerbegleiter Gerd Neubauer.

„Besonders während der ersten Welle war der Zustand der Betroffenen erschreckend“, berichtet er.

Das Hauptproblem seiner Klienten, damals: „Dass sie Angehörigen und Freunden in den letzten Stunden ihres Lebens nicht beistehen, nicht zu ihnen in die Spitäler durften. Und dass Trauerfeierlichkeiten nur in kleinsten Kreisen möglich gewesen sind.“

Noch entsetzlicher als hier, in Österreich, habe sich die Situation für die Bevölkerung in anderen, extrem von dem Virus überwältigten Ländern dargestellt: „Ich betreute im vergangenen Frühjahr telefonisch mehrere Italiener ...“

Die miterlebt hatten, wie ihre mit Covid infizierten Väter, Mütter, Lebenspartner aus den gemeinsamen Haushalten von der Rettung abgeholt wurden – und sie danach nie mehr gesehen haben. Und nicht nur das: „In nicht wenigen Fällen wur-



Ich befürchte: Das Virus wird uns noch viel Leid bringen. Aber wir werden langsam lernen, damit umzugehen.

Trauerbegleiter Gerd Neubauer



Foto: ANDI SCHIEL

den die Toten in weit entfernte Provinzen gebracht und dort verbrannt. Begräbnisse im klassischen Sinn gab es also selten.“ Und daher noch weniger die Möglichkeit, Adieu zu sagen.

„Ganz verschwindet der Schmerz nie“

Wie Neubauer den Trauernden hilft, was er ihnen rät? „Etwa, im Nachhinein Seelenmessen zu veranstalten und dabei den von ihnen Gegangenen zu gedenken.“

Vor allem versucht er aber, ihnen klar zu machen, „dass ein Mensch, der nicht mehr lebt, trotzdem noch einen Platz auf dieser Erde hat. Bei – und in uns selbst, in unseren Herzen.“

In Gesprächen mit seinen „Patienten“ versucht er dann herauszufinden, „welcher Platz, welche Rituale für für sie passend“ wären: „Das kann bedeuten, ein Blumenbeet zu pflegen, wel-

ches der Verstorbene einst angelegt hat; oder in der Wohnung einen kleinen Altar aufzubauen, mit Bildern von ihm – aus einer Zeit, in der er glücklich gewesen ist.“ Sich, in einem weiteren Schritt, an schöne Zeiten mit ihm zu erinnern, lasse den Schmerz geringer werden: „Aber ganz verschwindet er natürlich nie.“

Denn, „was wir alle begreifen sollten: Wenn ein uns Nahestehender stirbt, gehen auch wir in gewisser Weise in eine andere Welt.“

Die Zahl der Covid-Opfer nimmt nun wieder stark zu.

„Das Virus wird uns noch viel Leid bringen, doch wir werden lernen, damit umzugehen“, sagt Trauerbegleiter Gerd Neubauer.

„Die Medizin macht Fortschritte bei der Behandlung der Erkrankten. Das wird viele Menschenleben retten“, hofft Traumatherapeut Reinhard Pichler.